

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

211 (12.9.1932) Unterhaltung und Wissen

# Wunderkulturgang und Wille

## Die graue Eminenz

Die Geschichte wird uns einmal vorwerfen, daß wir für kaiserliche Träume mehr als für wahre vaterländische Interessen eingetreten sind.

Diese Worte schrieb vor mehr als drei Jahrzehnten eine der interessantesten und außenpolitisch wichtigsten Persönlichkeiten des alten Vorkriegsdeutschland, der Geheimrat Fritz von Holtzstein, an den ihm befreundeten deutschen Botschafter in London, den Grafen von Hafffeld, der, nebenbei bemerkt, ein Sohn jener Gräfin Sophie Hafffeld war, die uns als die Freundin Ferdinands Lassalle in Erinnerung ist. Entsprungen sind diese Gedanken aus den lässigen Beobachtungen eines Mannes, der, wie sein zweiter, länger als ein Menschenalter hindurch in unmittelbarer Nähe alles diplomatischen Geschehens gestanden hat.

Unter vier Kanzlern hat der als die „graue Eminenz“ bekannte Baron von Holtzstein im Auswärtigen Amte gesehen. Unter Bismarck, der ihn zum Dante für einen Freundesdienst „gemacht“ hat, unter Caprivi, unter Hohenlohe und unter Bülow. Alle vier schätzten oder fürchteten den großen Wiser und Hasser, den „Karl mit den Hyänenaugen“, mit dem zu spazieren sich keiner unterfang. Als es seinerzeit galt, den Bismarck unbedingten Pariser Botschafter von Arnim abzuwürgen, lieferte der damals noch junge Holtzstein das hierfür notwendige amtliche Material. Einen Judas hat ihn damals der geachtete Arnim genannt, und die abligen Kreise Berlins schlossen ihre Fingerringe sofort vor ihm ab. Dafür überhäufte ihn Bismarck mit Ehrungen, um ihm dadurch einen Ausgleich gegenüber der Mißachtung seiner Klasse zu bieten.

Doch der schlaue Fuchs zögerte keinen Augenblick, auch den im Scheiden begriffenen Bismarck seinen Fußtritt zu geben, als er erkannte, daß der offizielle Wind bald von einer anderen Seite her wehen würde. Fortan war Holtzstein der heimliche Wächter aller personellen Dinge im Auswärtigen Amte. Er verstand es mit einer seltenen Raffinesse, sich unentbehrlich zu machen. Ein Abschiedsgelächte reichte er im Laufe der Jahre ein, alle pro forma; alle wurden abgelehnt, bis auf das letzte, das ein Stellvertreter Bülow dem Kaiser auf den Tisch zu schmuggeln verstand. So war der allmächtige, unentbehrliche Baron über seine eigene Weste gestürzt.

Die persönliche Stärke des Geheimrats von Holtzstein lag in seiner scharfen Beobachtung der Dinge, in seinem, in langen Jahren aufgehäuften politischen Wissen und in seiner umfangreichen Kartothek. In dieser Kartothek stauten sich Berge von Personalakten, in denen über fast jeden amtlichen Würdenträger etwas Schlimmes stand. Holtzstein beobachtete und ließ beobachten. Und da jeder Mensch gelegentlich einmal Schwächen und Leidenchaften hat, so war es nicht allzu schwer, entsprechende Personalakten zu füllen. Was Herbert Bismarck in der Weinstube bei Borchardt über den Kaiser äußerte, was Philli Eulenburg in besonderen Liebesdingen verriet, wie Bülow seine Ehe führte — alles, alles hatte Holtzstein fein fäberisch notiert, um es im geeigneten Augenblicke hervorzuholen. Er sprach zwar von dem „Suben“ H a r d e n, aber wie Bismarck scheute auch er nicht davor zurück, diesen für seine Zwecke zu benutzen.

Die Einseitigkeit, in der der menschenscheue, unermüdet gebliebene Mann lebte, wurde seine Stärke. Siebzehn Jahre hat es gedauert, ehe Wilhelm II. den Geheimrat einmal häufig zu Gesicht bekam. Alle Einladungen zu Hofe lehnte er ab. Selbst den ausdrücklichen Wünschen des Kaisers gegenüber wagte er dies, und kam der Kaiser selbst ins Auswärtige Amt, so verstand es der Baron immer, rechtzeitig zu verschwinden. Scherzhaft wurde alles hingenommen; selbst die drei Duellforderungen, in die der Geheimrat verwickelt war, wurden rechtzeitig durch den Kaiser beigelegt.

Interessant sind die schriftlich fixierten kritischen Neußerungen, die Holtzstein über Dinge und Menschen machte. „Das mißliche Verhältnis zu Frankreich und Rußland ist die Erbkrankheit, die uns Bismarck hinterlassen hat“, bemerkt er gelegentlich. Und ein andermal: „Ich habe den zweiten Teil des „Faust“ wieder einmal gelesen und bin frappt über die Reinkarnation, die zwischen dem dortigen Kaiser und unserm herrscht. Unten behandelt das Regieren auch als Sport. Ob er wohl auf dem Thron sitzt? — Er ist nicht

der richtige Mann, und es nicht die Zeit, um mit dem Volk wie mit einem Riesenspielzeug umzuspringen. Ich glaube an die kommende Republik.“

Vor dem Menschenhasser und Menschenverächter Holtzstein ängstigten sich viele. Deshalb ist es verständlich, daß sofort nach seinem Tode sein Nachlaß von „interessierter Seite“ aufgetauft wurde, wie es der Geheimrat seinerzeit im Auftrage Bismarcks selbst gemacht hatte, als er den schriftlichen Nachlaß des im Exil in Italien lebenden Grafen Arnim sofort nach dessen Tode dort beschlagnahmte. Noch eine Probe. Er zitiert Schopenhauer, daß das Genie nur einen Stuhl höher als der Wahnsinn wohne, und hängt in bezug auf den Kaiser den Satz an: „Und dieser Wahnsinn droht uns das Reich zu zerstören.“ Sind das nicht geradezu prophetische Worte?

Viel Menschliches hat der große Intrigant gehört und gesehen. Wie Harun al Raschid trieb er zuweilen unerkannt umher, um dann seine Bemerkungen niederzuschreiben. Sarkastisch kritisierte er über den durch Wilhelm II. gepflegten Hofjanzantismus. „Mummenschanz — wie in der Türkei“, sagte er.

Seit dreißig Jahren liegt die „graue Eminenz“, die zuletzt fast erblindet war, auf dem Anwalderfriedhof in Berlin begraben. Zweizehnhundert Jahre trugen sie ihn hinaus. Jetzt hat ihm einer, den seine Persönlichkeit reizte, in einem Buche ein Denkmal gesetzt. Es heißt „Die graue Eminenz“, ist verfaßt von Joachim von Kurenborg und im Verlag für Kulturpolitik in Berlin erschienen. Es enthält in seiner kurzweiligen Darstellung außerordentlich viel des Interessanten und Lebenswerten.

J. Kliche.

## König für einen Tag

Am Donnerstagabend marschierte eine Schützenabteilung zum Festplatz durch den Ort. Der Schützenleutnant Karl Friedrich Büch führte die Kompanie. Die schwarzen Hosen fringelten sich um seine dünnen Beine und die von den verschiedenen Schützen fest an mitgenommenen Uniformjoppe (mit Salmafgeißel) frisch aufgebürstet) schlotterte um seinen höheren Körper. Aber Karl Friedrich Büch schritt stolz aufrecht hinter der schmetternden Muff einher. Tata-tit, tata-tit bliesen sie den Schützenmarsch. „Karl Büch, Karl Büch — nu is Tid“, saßen die Kinder, die in Scharen mitliefen. Karl Friedrich Büch bligte martialisch in die Runde; die Einwohner standen in den Hausfluren und grüßten ihn, den sonst wenig beachteten Buchhalter von Wähner u. Co., Zeitungsdrucker, mit einer gewissen Ehrfurcht. Grausiglich nicht die Feder seines Hutels zurück; mit einer majestätischen Schwungung des Säbels salutierte er.

Etliche Jahre schon war Karl Friedrich Büch zum Schützenfest so mit der Kompanie durch die Straßen gezogen. Und jedes Jahr hatte sich die gleiche erstaunliche Wandlung an ihm vollzogen: aus einem verödeten, inaktiven Buchhalter wurde ein stolzer Leutnant — ein Schützenleutnant zwar nur, aber doch ein Leutnant — mit Uniform, silbernen Knöpfen und Schleiße, vor dem die gemeinen Schützen stramm stehen mußten. In den Tagen des Schützenfestes führte Karl Friedrich Büch sein zweites Leben. In diesen Tagen genoss er sogar in seiner Familie Respekt, der ihm sonst behnigend verweigert wurde. Seine Frau wagte nicht, ihn zu bemitleiden und anzufahren. Selbst die erwachsenen Kinder sahen mit scheuer Ehrfurcht auf die Uniform des Vaters. Sie machte einen ganz anderen Menschen aus ihm.

Tata-tit bumste die Muff. „Tsch is Tid“, lösteten die Kinder. Karl Friedrich Büch streckte die Brust noch weiter heraus. Die Säbelschneide rasselte über das Straßengestühl. Und in dem Leutnant kam der Gedanke auf: Dieses Jahr mußt du dich zum König schließen. Dieser Gedanke erregte ihn. Er sah sich mit der Königskrone umgeben auf dem Ehrenplatz sitzen, das ganze Schützenkorps im Gleichschritt an ihm vorbeizugehen; er führte im Voraus die Bewunderung, die ihm allerorts, auch von seiner Familie, zuteil werden würde. Unter dem Einfluß des Alkohols, der den Schützen in den Häusern der Offiziere und wohlhabenden Bürger verhaftet wurde, wuchs der fähige Gedanke. „Tsch is Tid“ lummte Karl Friedrich Büch mit. Tata-tit machte die Muff immer von neuem. Und der Leutnant strotzte mit geschwungenem Säbel vor seinen Leuten. Eins, zwei-drei, hoppal! Der Schützenleutnant war aus dem Schritt gekommen.

Im „Deutschen Haus“ fand der Zapfenreich mit einem Biergelage seinen Abschluß. Einige Stunden darauf erfolgte der Ausmarsch der Schützen zum Festplatz. Der Leutnant Büch stapfte vertieft, aber dennoch in gehobener Stimmung, an der Spitze des Zuges. Er gab keine Kommandos mit beleagter Stimme und verhaupelte sich: „Eins — ich wollte sagen: rechts schwenk! mo-risch!“

In den Schließenden verließ alles vorchriftsmäßig. Am späten Nachmittage wurde Karl Friedrich Büch zum König aus-

gerufen. Er bekam die echt goldene Königskrone aus Messing um den Hals gehängt und stolzierte damit umgeben auf dem Festplatz einher. Die Schützen salutierten vor ihm. Die Kinder begrüßten ihn. Der Bürgermeister gar lud den Schützenkönig zu einer Flasche Wein ein und rebete ihm mit „Majestät“ an.

Am Abend war das Festessen. Karl Friedrich Büch ließ eine Rede vom Stapel. Er sprach in den Schloßgarten, die er im Vorablättchen gelesen hatte: Deutschlands Ehre... echten Schützengeist pflegen, der echter nationaler Geist ist usw. usw.

Sein Hofstaat zog mit ihm von einem Zelt ins andere. Am späten Abend waren sonst ernste und würdige Männer finislos betrunken. Der Kaufmann Schiedebang hatte sich Bodwürste durch die Knöpfchen seiner Uniform gezogen und führte einen Castagnettentanz vor, zwei Biertablets zusammenschlagend. Die Muff spielte wild gegeneinander los. Frauen lachten abern und laut, wenn die Männer sich an sie herannahen. Nur der König bewachte einen Rest von Haltung. Er hatte sich auf das Müffantentopfbild zurückgezogen und er schloß triebhaft, daß er auch durch seinen Blah keine gehobene Stellung zum Ausdruck bringen müßte. Da sah er nun und sah mit verschämtem Blick in den Treiben. Büch hakte er sich empor. Er rückte die Königskrone zurecht, deren Mittelstück, ein Adler, nach hinten gerückt war. Er sah sich an die Krone, räusperte sich und rief: „Kühel! — Arr-uhel!“ Die Muff brach mit einem erschrockenen Gähnen ab. Die Schützen schrien: „Bravo — unser König will rezen!“ Karl Friedrich Büch nickte wohlwollend. Er schwante und sagte: „Kameraden! Schützenbrüder! Ich — hier — habe mich zum — hier — König geschloßen. Und Karl Friedrich Büch — hier — der läßt sich nicht lumpen. Jawoll — Herr Wirt — hier — eine Runde! Auf meine Rechnung. Ich bezahle alles. Ich — hier — Karl Friedrich — hier — Büch.“

In diesem Augenblick trat der Landjäger in das Zelt und rief: „Feierabend!“ Und da niemand auf ihn hörte, rief er nochmals lauter: „Feierabend!“

Schloß. Karl Friedrich Büch schmeckte hoch. Was wollte der? Befehlen? Hier hatte nur eine zu befehlen und das war er, der König. „Sie“, brüllte er, „manm Feierabend sein soll, das bestimme ich! Befehlen?“ Der Beamte wollte verhandeln. Der König nahm das über. „Man mit ihm!“ Und ehe der Beamte wußte, wie ihm geschah, wurde er hinausbefördert.

Aber der Landjäger kam mit ein paar anderen Landjägern zurück. Sie befehlen mit schneidender Kommandostimme Feierabend. Da packte Karl Friedrich Büch die kalte Wut. Er nahm die Poloaune und schleuderte sie gegen die Beamten. Die Schützenbrüder benutzten die Bierseidel als Burzgeschloß. Die Landjäger warnten: „Jurid — oder es wird geschloßen!“ Der König sprach in sinnloser Wut gegen sie an. „Immer feste druff!“ schrie er. Da peitschte Schiffe. Schmerzgerufe erklangen. Frauen wimmerten. Karl Friedrich Büch brach bleich zusammen. Er presste die Hand gegen die Brust, aus der es rot heraussquoll. „Das ist — Mo-je-häts-be-lei —“ stammelte er. Dann wurde es dunkel vor seinen Augen. Erich Preuße.



(14. Fortsetzung.)

Es klang sehr zurückhaltend, als sie antwortete: „Fräulein Wiefener wird vergessen haben, die Summe abzurufen, oder sie hat sich beim Hinfahren geirrt.“

„So. — Sagen Sie, Frau Sperber, kommen derartige Irrtümer häufig vor?“

Das Mißtrauen der Expedientin wuchs. Was sollte denn diese Fragerei bedeuten? — Sie erwiderte mürrisch: „Es geht manchmal Wochen hindurch, ohne daß wir eine Monierung haben, und ein andermal kommen wieder ein paar hintereinander. Immer ist es ja auch nicht unsere Schuld. Es kommt vor, daß der Vertreter sich im Preis oder in der Stückzahl geirrt hat, oder daß beim Packen draußen ein Stück aus dem Kasten fällt und liegen bleibt.“ — Nun wird er ja wohl zufrieden sein, dachte sie.

„Herr Zahn“, sagte sie, und ihre Stimme flatterte vor Erregung, „Herr Zahn, solange die Firma Lorenz Zahn (aus Wut ließ sie das u. Co. weg) besteht, werden die Rechnungen so geschrieben, und bisher hat sie jeder lesen können. Sie müssen doch bedenken, daß diese Faktura da schon nach Holland und von da wieder zurück geschickt worden ist. Im allgemeinen schreiben wir ja die Rechnungen mit Tinte; nur bei den Kunden, die Kopien verlangen, und bei den Exportkunden müssen wir Kopierstift nehmen. Und außerdem müssen Sie mich jetzt entschuldigen — ich habe noch eine Unmenge Ware zu sehen, die heute noch expediert werden muß!“

Sie nahm einen Karton und fragte nach rechts, wo das andere Schreibermännchen saß: „Haben Sie vorgeschrieben?“

Als die beiden Mädchen bejahen, fing sie an, den Posten anzufahren, ohne sich weiter um Eberhard Zahn zu kümmern. Voller Wut verließ er die Expedientin. So eine Unverschämtheit, was bildete sich dieses Weib denn eigentlich ein? Schließlich war er doch der Chef und nicht irgendein dummes Junge. Ob er sich bei seinem Vater beschwerte? —

„So“, dachte sie befriedigt, „nun wird er wohl genug haben!“

Aber Eberhard war hartnäckig. Er spürte genau, wie

unangenehm ihr seine Fragerei war, und er beschloß, sich die Art, wie sie mit ihm umsprang, zu merken. Eines Tages würde sich schon die Gelegenheit bieten, es ihr heimzuzahlen. Vorläufig wollte er lieber so tun, als merkte er nichts; er mußte, sein Vater hielt gerade auf die Expedientin große Stücke.

„Ich bin aber doch der Ansicht“, wandte er ein, „daß solche Fehler einen äußerst unangenehmen Eindruck auf die Kundenschaft machen. Ueberhaupt die Rechnungen — Geben Sie mir mal die Faktura“, wandte er sich an Fräulein Wiefener. Sie reichte sie ihm über den Tisch. „Sehen Sie“, fuhr er zu Frau Sperber fort, „wie sieht diese Rechnung aus? — Schön doch gewiß nicht. Die Kopierstiftschrift ist verwischt und blaß — hier ist ein Wassertropfen rausgekommen und hat einen großen Fleck verursacht — alles keine gute Empfehlung für eine Firma wie die unsere!“

Er wartete auf Antwort. Frau Sperber stand wütend, mit hochrotem Kopfe da. Was dachte dieser Affe sich eigentlich — fast vierzig Jahre lang wurden die Rechnungen so geschrieben, und niemand hatte etwas auszufehen gehabt — und jetzt kam so ein Grünmädel von der Universität herber und wollte alles schlechtmachen? Hielt sie hier eine halbe Stunde auf, und sie konnte nachher arbeiten wie eine Verdrießte, daß sie den Verband bis Feierabend fertigbrachte! Das ließ sie sich auf keinen Fall bieten!

„Herr Zahn“, sagte sie, und ihre Stimme flatterte vor Erregung, „Herr Zahn, solange die Firma Lorenz Zahn (aus Wut ließ sie das u. Co. weg) besteht, werden die Rechnungen so geschrieben, und bisher hat sie jeder lesen können. Sie müssen doch bedenken, daß diese Faktura da schon nach Holland und von da wieder zurück geschickt worden ist. Im allgemeinen schreiben wir ja die Rechnungen mit Tinte; nur bei den Kunden, die Kopien verlangen, und bei den Exportkunden müssen wir Kopierstift nehmen. Und außerdem müssen Sie mich jetzt entschuldigen — ich habe noch eine Unmenge Ware zu sehen, die heute noch expediert werden muß!“

Sie nahm einen Karton und fragte nach rechts, wo das andere Schreibermännchen saß: „Haben Sie vorgeschrieben?“

Als die beiden Mädchen bejahen, fing sie an, den Posten anzufahren, ohne sich weiter um Eberhard Zahn zu kümmern. Voller Wut verließ er die Expedientin. So eine Unverschämtheit, was bildete sich dieses Weib denn eigentlich ein? Schließlich war er doch der Chef und nicht irgendein dummes Junge. Ob er sich bei seinem Vater beschwerte? —

Lieber nicht. Eberhard verwarf den Gedanken gleich wieder. Er mußte schon, was ihm sein Vater antwortete würde: Er sollte ein Auge zudrücken — Frau Sperber wäre schon so lange im Hause und auch sehr nervös. — Nein. Seinem Vater würde er nichts sagen, aber diesem Weib da unten würde er es heimzahlen. Die Zeit würde kommen, wo er ihr sagen konnte: „Erinnern Sie sich, wie Sie mir damals zu verleben gaben, daß ich in der Expedition völlig überflüssig wäre? Die Dinge haben sich geändert, jetzt sind Sie diejenige, die überflüssig ist. Es tut mir ja leid — aber...“

Die Vorstellung seiner Genugtuung dämpfte seine Wut etwas. Als er ins Privatkontor kam, war ihm nichts von der eben erlittenen Niederlage anzumerken. Sein Vater fragte: „Hast du die Sache mit Ehlers erledigt?“

„Jawohl, Vater“, antwortete er.

Am Abend traf er sich mit einigen Freunden. Der eine, ein Fabrikbesitzerhahn, erzählte im Laufe der Unterhaltung, die sich um geschäftliche Angelegenheiten drehte: „Mein Vater hat heute acht Mann von unserem Büropersonal entlassen. Erst hatten wir vierzehn, jetzt sind es nur noch sechs.“

Eberhard, der nur halb hingehört hatte, bemerkte so nebenbei: „Ja, ja, man hört jetzt von allen Branchen, daß die Geschäfte schlecht gehen.“

„Ach so“, sagte der andere. „Wir fabrizieren Radioapparate, die werden immer noch gekauft. Nein, wir haben uns Büromaschinen angeschafft — Rechenmaschinen und eine große Buchhaltungsmaschine. Dadurch werden die Kontoforrentbuchhalter überflüssig. In jeder Maschine liegt ein Mädel mit 150 Mark Gehalt, die tippt bloß die Summen in die Karten — das Multiplizieren, Addieren und Zinsberechnen besorgt alles die Maschine!“

Eberhard wurde aufmerksam. „Tatsächlich, kann man das auch soviel Personal sparen?“

„Und ob! Der Mann, der uns die Maschinen verkauft hat — sie sind übrigens von einer amerikanischen Firma hergestellt, Bourroughs oder so ähnlich heißt sie — der Mann hat uns sein Verkaufsbuch gezeigt. Einundzwanzig verschiedene Maschinen hat er in den letzten drei Monaten verkauft. Darunter welche, die bis zu zehntausend Mark kosten. Jeder, der irgend kann, stellt doch heutzutage sein Büro auf. Maschinenbuchhaltung um. Denn doch mal, das Geld für die Maschine spart man schon in einem Jahr an Gehältern ein!“

(Fortsetzung folgt.)